

Patrozinium Dornbirn-St. Martin,
12. November 2023

Liebe Schwestern und Brüder,

das Eine ist der heilige Martin, der Patron dieser Pfarre.

Das Andere ist die Frage: Was sagt uns eine Persönlichkeit aus dem 4. Jahrhundert für heute: für unsere Zeit, für unsere Kirche, für die Fragen, die sich heute ergeben?

*„Wir müssen Solidarität, Mitgefühl und Mitleid großschreiben.
Leben ohne Empathie und Sympathie verkümmert“*,

so der Appell des Bischofs von Eisenstadt, Ägidius Zsifkovics, in seinem Hirtenbrief.

Martin ist der Patron der Diözese Eisenstadt, die 1960 gegründet wurde,
acht Jahre vor der Gründung der Diözese Feldkirch.

Patron des Landes Eisenstadt ist der heilige Martin schon seit 99 Jahren
– ein großes Jubiläum steht 2024 an.

313/317 bis 397: Das sind die bekannten Daten von Geburts- und Todesjahr.

Geboren in Sabaria, in Szombathely/Steinamanger in der römischen Provinz Pannonia,
gestorben nahe Tours in Frankreich.

Das Grab von Martin ist seit 1500 Jahren ein Pilgermagnet.

Sohn eines römischen Tribuns, wurde er selbst ein Militär mit 15,
wurde Offizier und machte Karriere.

Als Taufbewerber fühlte er sich immer mehr als „Soldat Christi“,
aber erst nach 25jähriger Dienstzeit durfte er das Militär verlassen,

in diese Zeit fällt die Szene mit dem Bettler und dem Mantel, den er zur Hälfte abtrat,
vor der Kathedrale von Amiens.

351 wurde er getauft, also als Erwachsener,

er wurde Einsiedler bei Genua, ging nach Ungarn zurück,

gründete später in Gallien das erste Kloster des Abendlandes.

Martin wurde damit zum Begründer des abendländischen Mönchtums,

er war der erste Nichtmartyrer, der heiliggesprochen wurde.

371 wurde er vom Volk gegen seinen Willen zum Bischof von Tours ausgerufen.

Verehrt wurde er vor allem im pannonischen Raum,

Diözesen, Klöster, Kirchen, Pfarren und Orte tragen seinen Namen.

Reich ist das Brauchtum um Martini:

Verträge wurden geschlossen, Markttag und der Zahltag abgehalten,

Martins- und Laternenumzüge, Festessen mit Gans, neuem Wein und Martinskipferl,

Martiniloben, Martinsfeuer, Martinisegen und Martinslieder weisen auf ihn.

„Ich zieh mit meiner Laterne, und meine Laterne mit mir“ – wenn ich diese Verse höre,
werde ich gleich über 50 Jahre jünger.

Erinnerungen an meine Kindheit in der Riedenburg werden wach.

*„Was heute als Wohlstand glänzt, ist nicht nur gut, oft bröckelt es hinter den Fassaden.
(...) Appelle zur Toleranz verhallen oft ungehört.*

In einer Ellbogengesellschaft hat auch Gott keinen Platz, er stört.

Gott bleibt ein Fremder im eigenen Haus.

Die Kirche als Volk Gottes und Gemeinschaft der Glaubenden

ist für viele zu einer unbeweglichen Institution erstarrt und zudem verdächtig,

Wasser zu predigen und Wein zu trinken.“ Das stellt Bischof Zsifkovics fest. Und weiter:

„Wozu ermutigt uns der heilige Martin?“

Diese Frage im Hirtenwort machte mich neugierig. Die Antwort:

„Wir können Versöhnung stiften, Streit überwinden und den Einsatz für Frieden wagen.
Wir können das Leben in all seinen Bereichen mitgestalten, ein Einsatz, der uns fordert.
Wir müssen das Gemeinsame in Kirchen, Politik und Gesellschaft vor das Trennende stellen.

(...) Wir sollten miteinander reden,

der digitale Rückzug in die Echokammern der sozialen Medien
treibt uns in die Sprachlosigkeit einer virtuellen Welt.

Der Bildschirm ist kein Ersatz für Begegnung.

Es braucht Ehrfurcht für die Menschen.

Kinder und Alte, Behinderte, Kranke, Pflegebedürftige, Arbeitende und Arbeitsunfähige,
Ungeborene und Verstorbene haben in unserem Leben Platz.

Wir müssen Solidarität, Mitgefühl und Mitleid großschreiben. Leben ohne Empathie und
Sympathie verkümmert. Gastfreundschaft ist eine Sprache des Herzens. (...)

Die Kirche ist bunt. Ständige Erneuerung gehört zur Kirche,
nur dann kann sie im Leben Fuß fassen.

Die Synode in Rom zeigt uns: Die Kirche ist auf einer guten Spur.

Ihr Auftrag ist: „Für die Menschen da sein!“

Das ist mir alles sympathisch. Was man ja nicht von jedem Hirtenbrief sagen kann.

„Ich bitte Sie alle: Setzen wir Martinstaten!

Der Schlüssel zu allen Martinstaten und der Versuch, den heiligen Martin zu verstehen,
gründet in der Frage:

Wie halte ich es mit Gott, der mit uns immer noch Heilsgeschichte schreibt?“

Und damit sind wir in Dornbirn:

Kirche ist kein Leben-Jesu-Gedächtnisverein, kein Museum;

Liturgie, miteinander Eucharistie feiern, ist kein Requiem.

Wir glauben, dass davon eine Kraft ausgeht. Auch heute.

Auch in den Umbrüchen, die wir global wie lokal erleben.

In der Gesellschaft, in der Politik, in der Kirche.

Nostalgie können wir uns nicht leisten: Es war so schön – gestern. War das so?

Das Motto der Weltsynode, die Ende Oktober zu Ende ging

und im kommenden Oktober 2024 noch einmal tagt, lautet:

„Für eine synodale Kirche – Gemeinschaft, Teilhabe, Sendung.“

Viele tun sich schwer, sich Kirche anders vorzustellen:

nicht hierarchisch, sondern partizipativ.

Nicht eine *andere* Kirche, sondern Kirche anders schwebt Papst Franziskus vor.

Wir reden ständig davon, dass die Taufe das Grundsakrament ist.

Und dann haben wir doch unsere steilen Hierarchien:

Der Papst, der Bischof, der Pfarrer entscheidet. Alles anders sind nur Räte.

Das soll, das wird anders werden. Deswegen überrascht mich der Widerstand nicht,
weder von oben noch von unten

– und diesen Widerstand, Klerikalismus von unten, gibt es ja auch.

Aber gegen alle „Insolvenzhetorik“ sind wir gerufen und berufen,

Zeugnis zu geben von unserer Hoffnung – und die ist keine abstrakte Idee,

kein Theologumenon, sondern eine Person: Jesus der Christus.

Ich bin einmal über eine Bemerkung eines Jesuiten aus Berlin gestolpert, auch deswegen, weil sie leicht evangelikal wirkt. Aber sie wirkte nach. Und hat es in sich: Christen seien „eine „GmbH“: „eine Gesellschaft mit begründeter Hoffnung“. Unsere Botschaft müsse „gut begründet und fröhlich verkündet“ werden.

Wer mit einer „Totengräbermiene“ durchs Leben geht, hat vom Evangelium wenig verstanden: Das ist Hoffnung ohne Ablaufdatum! Wir Christen sind keine Besserwisser oder naiven Optimisten. Hoffnung ist etwas Anderes als Optimismus. Hoffnung hofft – auch gegen alle Hoffnung. Gegen alle Berechnung. Gegen jedes Kalkül. Wir haben nicht auf alles eine Antwort: Wie Frieden überhaupt noch möglich ist, in der Ukraine, in Israel und Gaza, nach dem Gemetzel vom Oktober und der Vergeltung jetzt: Wir wissen es nicht.

Aber überall dort, wo Menschen daran arbeiten, wo sie nicht resignieren, wo sie Jesus in Spiel bringen, da wie dort, kann sich etwas ändern.

Von dem Gefängnisseelsorger Don Marco Pozza befragt, welche Hoffnung er in sich trage, sagte Papst Franziskus: „*Jesus. Jesus ist meine Hoffnung*“. Das möchte ich auch sagen können! Nicht erst am Ende meines Lebens.

Wir sind eine GmbH: eine Gesellschaft mit begründeter Hoffnung. Glaube ist rechenschaftspflichtig. Er muss argumentativ belastbar sein, nicht nur eine Ansammlung frommer Sprüche. Wir müssen ihn immer wieder neu ausdeuten lernen. Buchstabieren. Und nicht aufhören, von Jesus zu reden, ihn in Erinnerung zu bringen, sein Leben mit unserem Leben als Getaufte weiterzuschreiben.

Und am Ende unserer Tage, nach unserem Tod, dürfen wir darauf hoffen, von ihm empfangen, von ihm willkommen geheißen zu werden, vielleicht mit offenen Armen. Und Jesus wird uns nicht fragen, ob wir den Katechismus auswendig gelernt haben, ob wir den neuesten theologischen Trend kennen. Er wird uns fragen, wie wir es im Evangelium gehört haben: Hast Du getan? Bist Du dem Nächsten und dem Übernächsten ein Bruder, eine Schwester geworden? Christentum ist eine Tat-Sache: Es bewahrheitet sich in Verben, in Tunwörtern. Wir müssen es tun. Lassen wir uns dabei vom heiligen Martin helfen und inspirieren – als GmbH, eine Gesellschaft mit begründeter Hoffnung. Amen.